

Jens Johannes Kramer

Das Delta

LESEPROBE 2

fredeboldundfischer
fredebold&partner gmbh
schaafenstraße 25, 50676 köln

Copyright © 2007 fredebold&partner gmbh

Erscheint September 2007.

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Vorabdrucks
in jeglicher Form, sind vorbehalten.

fredeboldundfischer
derdeutscheautorenverlag

Charly riss sich aus seinen Erinnerungen. Einer der Bootsleute rief ihnen etwas zu und zeigte aufgeregt in den Mangrovenwald. Eine kleine Schneise verriet, dass es dort normalerweise einen Wasserlauf gab. Doch da das Wasser seinen Höchststand noch nicht wieder erreicht hatte, war es momentan einfach nur eine Morastbahn. Etwa fünfzig Yard tief im Wald entdeckte Charly jetzt eine merkwürdige Silhouette.

„Stoppen Sie“, befahl er dem Steuermann, „und fahren Sie etwas zurück.“

„Ohne Maschine müssen wir Anker werfen, sonst treiben wir quer.“

„Tun Sie das“, gab Charly zurück, der jetzt etwas besser sehen konnte, um was es sich handelte. Der bei hohem Wasser befahrbare Kanal erweiterte sich nach einem Stück zu einem Teich, in dem noch Wasser stand. Mitten drin lag ein Boot, darin, aufrecht sitzend, eine schwarz gekleidete Gestalt. Zwar konnte man das Gesicht nicht erkennen, weil es mit einem Schleier bedeckt war, aber Charly hatte so eine Ahnung, um wen es sich handelte. Nur, wo waren die Ruderer?

„Hallo, Miss Cooley“, rief er.

„Guten Abend.“

Wenn es noch Zweifel gegeben hätte, waren sie nun beseitigt, die Stimme erkannte Charly sofort. „Was, um alles in der Welt, tun Sie da?“

„Oh, wir warten auf die Flut. Jedenfalls haben meine Ruderer das so beschlossen.“

„Wo sind denn ...?“

In diesem Moment sah Charly, wie sich etwas im Boot hochwölbte, offenbar eine Decke, unter der ein paar Gesichter hervorlugten.

„Es gibt entsetzlich viele Moskitos hier“, gab die Frau gleich die passende Erklärung, „und die Männer haben nicht den Vorzug einer geschlossenen Kleidung.“

„Warum ziehen oder schieben ihre Leute das Boot nicht heraus?“

„Das hatte ich auch schon vorgeschlagen. Aber sie weigern sich. Sie behaupten, dass hier Krokodile im Wasser sind.“

„Haben Sie denn welche gesehen?“

„Ich fürchte, ja. Eines. Es ist nicht sehr groß, aber ziemlich beeindruckend.“

Charly rieb sich über die Stirn und murmelte: „Das darf doch nicht wahr sein.“ Dann wieder lauter zu Mary Cooley: „Seit wann sitzen Sie da schon?“

„Seit ein paar Stunden. Das ist sehr bedauerlich, ich wollte eigentlich zum Tee bei Gouverneur MacDonald sein. Darf ich erfahren, wer Sie sind?“

„Mein Name ist DeCardi, der Gouverneur hat mich beauftragt, Sie zu suchen.“

„Das ist aber sehr freundlich. Ich habe schon von Ihnen gehört, Mr. DeCardi, wie geht es Ihnen?“

Charly wandte sich etwas ratlos an den Steuermann. „Sie will wissen, wie es mir geht?“ Der Mann zuckte nur mit den Schultern. „Warten Sie bitte einen Moment“, rief Charly wieder in den Sumpf. „Wir überlegen uns etwas.“

„Oh, ich habe nicht die Absicht fortzugehen, Mr. DeCardi.“

Sehr witzig, dachte Charly, musste sich aber eingestehen, dass diese Frau, die seit fünf Stunden in einem stinkenden Morastloch, voller Stechmücken, Krokodilen und weiß der Teufel, was noch alles, feststeckte, Nerven besaß. Er wandte sich an den Steuermann: „Es dauert noch zwei Stunden, ehe das Wasser wieder gestiegen ist.“

Der Steuermann wiegte den Kopf und nickte: „Mindestens.“

„Ich denke, wir sollten etwas unternehmen. Haben wir genug Seil an Bord?“

„Schon, aber wie kriegen wir es zum Boot? Unser Beiboot kommt auch nicht durch den Sumpf.“

„Doch. Wenn wir uns mit Bootshaken durchziehen.“

„Wir?“

„Wenn Sie mir zwei Männer mitgeben, sollte es reichen.“

Während das Boot zu Wasser gelassen wurde, legte Charly seine Jacke ab und rieb sein Gesicht und seine Hände mit Rasierwasser ein. Zu dieser Tageszeit waren die Moskitos am aktivsten, das scharfe, alkoholhaltige Wasser würde ihm die kleinen Quälgeister hoffentlich lange genug vom Hals halten.

Der Steuermann ließ ein leichtes Seil auf die Winde ziehen, dessen Ende sie am Beiboot befestigten. Mit dem letzten Tageslicht stießen sich Charly und seine beiden Helfer vom Raddampfer ab. Das Beiboot war kleiner und leichter als das hochwandige Boot, in dem Mary Cooley festsaß. Allerdings bot es auch weniger Schutz gegen die Krokodile, darum hatte Charly ein Gewehr dabei. Das Boot über den Morast zu ziehen, erwies sich als schwieriger, als sie dachten. Zwar gelang es ihnen immer wieder, mit den Bootshaken Halt im seitlichen Wurzelwerk der Mangroven zu finden, aber voran kamen sie nur, wenn sie auf beiden Seiten gleichzeitig einhaken konnten. Nach einer schweißtreibenden Viertelstunde hatten sie den kleinen Teich erreicht, in dem das Wasser allerdings so flach war, dass der Kiel des Bootes noch aufsaß. Da es nichts mehr gab, an dem sie sich weiterziehen konnten, stießen sie nun die Stangen in den Grund und schoben sich so mühsam die letzten Meter bis zu dem anderen Boot.

„Miss Cooley“, sagte Charly nur mit einem leichten Nicken, als sie längsseits lagen. Hellblaue Augen betrachteten ihn aufmerksam, als Mary ihren Schleier vom Gesicht hob.

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mister DeCardi. Ich muss gestehen, dass sich noch niemand soviel Mühe gemacht hat, mir aus einem Boot zu helfen.“

„Ich war Ihnen noch etwas schuldig.“ Auf Marys fragenden Blick winkte er ab. „Das erkläre ich Ihnen später. Wollen Sie nicht lieber umsteigen? Zwei Boote kriegen wir hier nicht herausgezogen.“ Seine angebotene Hand haltend, stieg Mary in das kleinere Boot um. Als sie einander gegenüberstanden, stellte Charly fest, dass sie nur wenig kleiner war als er. Sie lächelte leicht, schien etwas sagen zu wollen, als sich mit einem Mal ihre Stirn kräuselte. Sie sog schnuppernd die Luft ein und meinte: „Jetzt bin ich aber richtig beeindruckt. Sie haben sich sogar noch rasiert.“

„Hilft gegen Moskitos“, meinte Charly knapp.

„Vielleicht ja auch gegen Krokodile.“

„Darauf sollten Sie sich besser nicht verlassen.“ Charly wies mit einer einladenden Geste auf die Ruderbank: „Setzen Sie sich doch, Miss Cooley.“

„Warten Sie“, Mary machte Anstalten, in das größere Boot zurück zu steigen. Dabei geriet das Beiboot gefährlich ins Schwanken. „Was denn?“ rief Charly erschrocken und hielt sie am Arm fest, um sie daran zu hindern, das Boot zum Kippen zu bringen.

„Ich brauche meinen Eimer“, sagte Mary verärgert und versuchte, ihren Arm aus seiner Hand zu befreien.

„Ihren Eimer? Was für einen Eimer?“

„Na, meine Fische. Ich habe ein paar sehr interessante Exemplare *Clarias laviaps* gefunden. Könnten Sie meinen Arm loslassen?“

„Ich weiß zwar nicht, worum es sich dabei handelt, aber es ist besser, wenn ich den Eimer mit diesen Was-auch-immer hole und Sie sich setzen.“

Ganz kurz blitzte etwas Hartes in ihren Augen auf, der Arm in seiner Hand zuckte, als wolle sie sich widersetzen. Dann entspannte sie sich wieder.

„Na gut“, sagte sie und ließ sich auf die Sitzbank fallen. Das geht ja gut los, dachte er.

„*Clarias laviaps*“, murmelte sie.

„Wie bitte?“

„Sie heißen *Clarias laviaps*. Es handelt sich um Fische.“

Charly ließ sich von ihren Leuten einen kleinen Eimer herüberreichen. Er war halbvoll mit brackigem Wasser. Irgendetwas bewegte sich darin. „Hübsch“, meinte er.

„Nicht wahr“, entgegnete Mary und zog dabei den Schleier wieder über das Gesicht. „Es ist auch eine Wasserschlange dazwischen.“

„Eine Schlange?“ fragte Charly entgeistert.

„Sie ist noch ein Baby“, beruhigte Mary ihn.

„Wollen Sie sie großziehen?“

„Was für ein Unsinn, Mr. DeCardi. Ich werde sie natürlich konservieren.“ Sie nahm Charly den Eimer ab, stellte ihn zu ihren Füßen und zog ihren Rock zurecht. „Ich bin soweit“, sagte sie.

„Was ist mit Ihren Ruderern?“

Marys vier Ruderer weigerten sich, ihr Boot zurückzulassen. Sie wollten auf das Hochwasser warten. Es war Charly recht, da es sehr viel schwieriger gewesen wäre, mit mehr als der doppelten Personenzahl aus dem Sumpf wieder herauszukommen. Er rief der Besatzung des Dampfbootes ein „Holt an!“ hinüber, und das Seil begann sich zu spannen. Zwischen den Bäumen versickerte mittlerweile das letzte Licht im nachtschwarzen Sumpf. Allein die Scheinwerfer des Dampfers boten ihnen Orientierung. Von der Winde gezogen, rutschten sie diesem Licht entgegen.

Die beiden Decksleute knieten im Bug und sorgten mit ihren Stangen dafür, dass das Boot in dem engen Tunnel nicht hängen blieb oder sich verkantete. Charly stand mit dem Gewehr im Heck. Er hatte nicht viel zu tun, außer auf Krokodile zu achten und die dunkle Silhouette der Frau zu betrachten, die ihm gegenüber saß. Er wurde nicht ganz schlau aus ihr. In einem Sumpf festzusitzen schien ihr nicht das Geringste auszumachen. Kannte sie keine Angst?

Nach Charlys Erfahrungen waren Menschen ohne Angst oft auch dumm. Das aber traf auf diese Frau sicher nicht zu. Hinter dem Schleier konnte er ihr Gesicht nicht erkennen, nur manchmal, wenn sie den Kopf zur Seite wandte, zeichnete sich vor dem Licht der Scheinwerfer ihr Profil ab. So wusste er nicht, ob sie seinen Blick erwiderte. Die Bewegungen ihres Kopfes verrieten ihm, dass sie die Umgebung sehr genau musterte. Doch zwischendurch verhielt sie, das Gesicht in seine Richtung gewandt. Dann hatte er das Gefühl eines sehr intensiven Blickes. Aber sie wechselten kein Wort in diesen Minuten, in denen die Winde sie durch den Sumpf zog.

Nachdem das Beiboot wieder verstaut war, schob sich der Raddampfer im Rückwärtsgang wieder aus dem Seitenarm heraus. Charly zog seine Jacke über und trat zu Mary, die an der Reling stand und die dunkle Mauer des Mangrovenwaldes betrachtete. „Fast könnte man meinen, Sie bedauerten es, dass wir Sie dort abgeholt haben.“

„Das sicherlich nicht“, antwortete Mary, indem sie sich ihm zuwandte. „Es war sehr unangenehm, dort festzusitzen und nichts tun zu können außer zu warten und die Absichten eines Krokodil zu erraten.“

„Seien Sie froh, dass es nicht besonders hungrig war. Es wäre nicht das erste Mal, dass ein Boot von einem Krokodil zum Kentern gebracht wurde.“

„Sie glauben gar nicht, wie gut ich mittlerweile über die Verhaltensweisen von Krokodilen informiert bin“, erwiderte sie mit einem kleinen Lächeln. „Darum“, sie griff in eine Tasche an der Seite ihres Rockes und zog einen Revolver hervor, „habe ich auch immer dies dabei.“

„Heiliger Strohsack!“ Charly hob die Hände.

„Keine Angst, ich werde Ihnen nichts tun.“ Mary verstaute die Waffe wieder in ihrer Rocktasche. „Ich muss gestehen, dass ich ihn lange nicht mehr benutzt habe. Ich hoffe, er funktioniert noch.“

„Wie sind Sie eigentlich in diese Situation geraten? Haben ihre Männer Sie nicht davor gewarnt, dass der Wasserstand sinken würde?“

„Das hätten sie vielleicht, wenn sie nicht eingeschlafen wären.“

„Eingeschlafen? Wieso ...?“

„Es war überhaupt recht anstrengend, sie dazu zu bewegen, in den Sumpf zu fahren.“ Mary runzelte verärgert die Stirn. „Sie haben nicht verstanden, was ich dort zu tun hatte. Man könnte woanders viel schönere Fische fangen. Ich musste ihnen erst mehr Geld versprechen, damit sie sich überhaupt dazu bereit erklärten. Als wir in dem Winkel, wo sie mich gefunden haben, angekommen waren, fanden sie meine Versuche, Fische zu fangen, anscheinend langweilig. Binnen zehn Minuten waren sie alle eingeschlafen. Als sie aufwachten, haben sie mir die Schuld an allem gegeben.“

Charly verkniff sich ein Grinsen. „War wohl keine gute Stimmung an Bord?“

„Das kann man wohl sagen. Erst haben sie ein fürchterliches Theater veranstaltet und dann nur noch beleidigt geschwiegen. Sie waren der erste Mensch, der seit drei Stunden mit mir geredet hat.“

„Was haben Sie denn die ganze Zeit gemacht?“

„Ich habe mich zum Beispiel gefragt, was, um alles in der Welt, ich in Afrika verloren habe. Ich hätte ja auch nach Schottland fahren können, wo es, soviel ich weiß, keine Mangrovensümpfe gibt.“

„Das habe ich mich auch schon gefragt.“

„Was? Warum sie nicht nach Schottland gefahren sind?“

„Nein, was Sie hier verloren haben.“

Mary bedachte ihn mit einem dieser intensiven Blicke, die er bereits an ihr festgestellt hatte. Diesmal aber war es kein Ärger, sondern ein Lachen, das er darin tanzen sah.

„Ich glaube, Sie nehmen mich nicht ernst, Mr. DeCardi.“

„Sagen Sie Charly zu mir. Das tun alle.“

„Charly? Hmmh.“ Sie betrachtete ihn nachdenklich. „Ich hatte einmal einen Kampfhahn, der so hieß.“

„Ich hoffe, es war ein guter Hahn.“

„Leider nein, aber die Suppe war sehr schmackhaft.“

„Touché. Also, was suchen sie in Afrika?“

„Fische fangen, das wissen Sie doch.“

„Jaah, schon gut.“ Er sah an ihr vorbei in die dunkle Masse der vorbeiziehenden Mangroven. Mit einem Mal ermüdete es ihn. Er hatte Lust auf einen Drink.

„Ich scheine Sie verärgert zu haben.“ Er spürte ihren Blick von der Seite.

„Ach, wissen Sie“, er atmete einmal tief ein und überlegte, ob es sich lohnte, das Geplänkel fortzusetzen. Dann merkte er, dass er keine Lust auf diese Art von Spielchen hatte. Ehe er es sich anders überlegen konnte, redete er einfach weiter: „Es ist schon komisch mit Afrika. Jede Menge Leute kommen hierher, und alle haben sie hehre Gründe dafür. Die einen wollen die Heiden bekehren, andere die Zivilisation verbreiten. Einige suchen einfach nur Reichtümer oder Abenteuer. Dann gibt es noch die Forscher, Mungo Park, die Landers, Heinrich Barth, Livingstone. Es ist ein verdammtes Gedrängel von Spinnern hier unterwegs. Und wissen Sie, was sie alle gemeinsam haben? Sie lügen!“

Er sah sie wieder an. Ihre Augen waren wie Partikel eines zerbrochenen Himmels: „Genau wie Sie, Miss Cooley. Wissen Sie, Sie haben mich an einem schlechten Tag erwischt. Normalerweise mache ich den Zirkus mit. Ich lächle, nicke mit dem Kopf und schüttele jedem die Hand. Aber gerade jetzt bin ich es leid. Und darum sage ich Ihnen, dass ich Ihnen Ihre Geschichte nicht abnehme. Alle, die in dieser stinkenden Achselhöhle Afrikas herumlaufen, laufen vor irgendetwas davon. Wovor Sie davon laufen, geht mich nichts an. Aber verkaufen Sie mich nicht für dumm.“

Kaum hatte er die letzten Worte ausgesprochen, bereute er auch schon, was er gesagt hatte. Er zog ein Etui aus der Innentasche seines Jacketts, entnahm eine Zigarre, sah Mary an und sagte: „Tut mir Leid,

ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten. Sie erlauben doch?“ Er hielt die Zigarre hoch.

„Natürlich.“ Ihre Stimme klang ein wenig dünn. Während er sein Zigarre anzündete, sagte sie in dem gleichen unsicheren Ton: „Fisch und Fetisch.“

Er stutzte, nahm einen Zug, beugte sich zu ihr und fragte leise: „Wie bitte?“

„Ich fange Fische, weil ich einen Auftrag von der Royal Geographic Society habe. Aber in Wirklichkeit bin ich hier, um den Fetischglauben der Afrikaner zu studieren.“

Das war, so befand er, gar nicht mal so eine schlechte Idee. Schließlich war er selber auch darauf gekommen, dass das ein ziemlich interessantes Thema sein konnte. Ein wenig beiläufig fragte er: „Was denn so am ...?“

„Wieso waren Sie mir noch etwas schuldig?“ unterbrach sie ihn.

Die Gegenfrage überraschte ihn. „Nun ja“, sagte er, „ich war auf dem Schiff, an dem Sie gestern vorbeigesegelt sind.“

„Ich erinnere mich. Aber ich verstehe nicht ...“

„Ähm, ich habe eine Wette gewonnen.“

„Und worauf haben Sie gewettet?“

„Dass Sie sich nicht den Hals brechen.“

„Wie schön. War noch jemand Ihrer Auffassung?“

Er zuckte mit den Achseln. „Nur einer.“

„Wie viel haben Sie gesetzt?“

„Fünzig Pfund.“

„Fünzig Pfund. Hmmh. Sie hätten höher gehen sollen.“

„Das sagt man sich immer, wenn man gewonnen hat. Was hat es denn nun mit den Fetischstudien auf sich?“

Sie betrachtete ihn noch immer unverwandt. Seine Erfahrung mit englischen Damen war zwar in letzter Zeit etwas dürftig gewesen, aber soweit er sich erinnern konnte, neigten diese dazu, irgendwann die Augen niederzuschlagen. Er fragte sich, ob das vielleicht Marys Art war, ihr Gegenüber einzuschüchtern.

Ein kleines Lächeln spielte um ihre Lippen, als er ihren Blick aufmerksam erwiderte: „Sind Sie religiös, Mr. DeCardi?“

„Charly“, insistierte er. „Nicht besonders, warum?“

„Nun, ich bin es auch nicht. Ich fand Religion, besonders die christliche, immer sehr anstrengend und ...“ sie zögerte ein wenig, bevor sie entschieden fortfuhr: „... dem Denken hinderlich. An den Naturreligionen gefiel mir, dass sie so pragmatisch sind. Es geht da nicht um ein Jenseits, in dem alle Rechnungen beglichen werden. Nein, der Fetischglauben erfüllt hier und jetzt seinen Sinn.“

„Das ist schön gesagt“, meinte Charly. „Aber Sie haben nicht unrecht. Ich glaube, das ist es auch, was die Missionare zur Verzweiflung treibt. Was genau möchten Sie denn herausfinden?“

Wie auf Verabredung lehnten sie sich beide an die Reling und schauten auf den Fluss hinaus. Charly hatte registriert, dass sie ihm seinen kleinen Ausbruch nicht übel nahm. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, wie sie sich eine Haarsträhne aus der Stirn strich: „Ach, ich weiss bisher nur das, was ich gelesen habe. Ich weiß von dem Ahnenkult und den Objekten, die wir Fetisch nennen. Ich weiß, dass oft Tiere oder Bäume als Wohnort von Geistern vermutet werden. Aber all das ist durch die Augen derer gesehen, deren Bücher ich gelesen habe.“

Ein Stück voraus sahen sie jetzt, wie sich der Seitenarm in die Bucht öffnete.

„Hier sind es eher Tiere“, sagte er.

„Wie meinen Sie?“

„Die Buschseele. Jeder Mensch hat eine Seele im Busch. Sie läuft da rum, ist ein Affe oder eine Schlange. Das hängt von der Person ab, zu der sie gehört. Ob es ein einfacher Bursche ist oder ein mächtiger Mann. Und umgekehrt, je seltener die Tierart, desto bedeutender der Mann. Jeder muss sich um seine Buschseele kümmern. Vielleicht sind Ihnen schon die kleinen Gaben am Waldrand aufgefallen?“

Mary nickte: „Jujus?“

„Ja, denn wenn die Buschseele krank wird, geht es dem Menschen schlecht. Es gibt Geschichten, dass große Zauberer sich nachts in das Tier verwandeln, das ihre zweite Natur ist. Dann können sie ihre Feinde aufsuchen. Ich hörte von einem Mann, einem Hexer, der von seinen Leuten verstoßen wurde und sie dann jahrelang als Krokodil heimsuchte.“

„Das ist mal eine ganz neue Geschichte über Krokodile.“

Charly wies in Richtung Calabar: „Hier gibt es einen Fetisch-Kult, der seinen eigenen Buschgeist hat, *egba*. Zu bestimmten Zeiten ziehen die Mitglieder dieses Kultes in den Busch, um ihren Geist zu befragen. Dessen Ratschluss gilt als unumstößlich. Es ist ein sehr elitärer Bund mit viel Geheimniskrämerei. Um dazu zu gehören, muss der Neuling eine Menge Geld zahlen. Es versteht sich daher von selbst, dass nur die Wohlhabenden Mitglied werden können. Und umgekehrt: Nur wer Mitglied ist, wird zur Klasse der Besitzenden gehören. Es ist so eine Art Freimaurerkult. Im *egba*-Rat werden Streitigkeiten geklärt und Pfründe verteilt. *Egba* verleiht Autorität und *egba* straft. Der Fehler, den viele Weiße gemacht haben, war, dass sie sich nicht um diesen Hintergrund gekümmert haben. Doch im Kreis der *egba* werden die Entscheidungen getroffen. Dies zu vernachlässigen, kann sträflich sein.“

„Offenbar haben Sie diesen Fehler nicht gemacht.“

„Es ist mir ein Rätsel, wie jemand das übersehen kann. Vor allem wenn er Engländer ist. Sie wissen doch, wie bei uns zu Hause die Absprachen getroffen werden. Man sitzt um Club zusammen, Sir Sowieso spricht mit Lord Sowieso, und am nächsten Tag wird ein Vertrag unterschrieben.“ Er zuckte mit den Achseln. „Hier läuft es nicht anders. Nur ist der Club hier der Versammlungsraum der *egba*. Obwohl, jetzt vereinfache ich. Es kommt schon hinzu, dass die *egba* Angst verbreiten. Schließlich müssen sie auf irgendetwas ihre Autorität gründen.“

„Ich glaube, da wird es interessant. Wie geschieht das?“

„Mit viel Tamtam. Und viel Geheimniskrämerei. Wenn der Buschgeist *egba* in die Stadt getragen wird, hat keiner, der nicht zum Kult gehört, etwas auf der Straße zu suchen. Schon gar keine Frau. Das ist nämlich ein Männerbund. Was dann genau geschieht, weiß ich nicht. Ich war nie dabei. Kein Außenstehender hat es je gesehen.“

„Sie scheinen nicht viel von diesen Kulturen zu halten?“

Charly zuckte mit den Schultern. „Ach, das erfüllt schon seinen Zweck. Früher haben sich die einzelnen Dörfer ständig bekriegt. Mittlerweile regeln sie ihre Angelegenheiten im *egba*-Rat. Schade nur, dass ab und zu ein Sklave dabei geopfert wird.“

„Es ist also mehr eine politische Organisation als eine Religion?“

„So sehe ich das.“

Mary kaute nachdenklich an ihrer Unterlippe. „Meinen Sie, dass man sich so eine Buschzeremonie einmal anschauen könnte?“

„Ganz bestimmt nicht. Ich sagte doch, dass kein Außenstehender dabei sein darf.“

Charly konnte geradezu sehen, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete. „Um Himmelswillen, Miss Cooley, denken Sie nicht einmal daran. Es wäre ihr sicherer Tod.“

„Woher wollen Sie das wissen, wenn es noch niemand versucht hat?“

Charly schüttelte in leichter Verzweiflung den Kopf. „So langsam begreife ich Lady Sarahs Besorgnis“, meinte er.

„Ja, aber sehen Sie, wenn ich Fische fangen will, muss ich schon in ein Boot steigen. Und wenn ich etwas über den Fetischglauben erfahren will, muss ich dort hingehen, wo der Fetisch angebetet wird.“

Er sah sie eindringlich an: „Das ist ...“, dann aber verstummte er. Verdammt, er hatte es selbst schon gemacht, damals in Bonny. Aber er hatte gute Gründe gehabt, schließlich ging es um das Geschäft. Außerdem war sie eine Frau. Er suchte angestrengt nach Argumenten, die nicht ganz so dämlich klangen wie: Das ist zu gefährlich.

Während sie sich gegenüberstanden und einander mit Blicken maßen, hatte der Raddampfer das tiefere Wasser der Bucht erreicht und nahm volle Fahrt Richtung Duke Town auf. Der Fahrtwind spielte mit der Haarsträhne, die ihr immer noch unter dem Hut hervorhing. Charly erkannte einen stählernen Willen in ihren Augen.

„Ich bin nicht hier“, sagte sie bestimmt, „um auf einer bequemen Veranda mit anderen Engländern Tee zu trinken.“

Bei dieser Formulierung, die ihm vor kurzem fast wortgleich durch den Kopf gegangen war, verzog Charly das Gesicht. Ihm fiel wirklich nichts ein, was er darauf erwidern sollte.

„Ich habe“, fuhr Mary fort, „mein bisheriges Leben wohlbehütet in einem Haus voller Bücher verbracht. Habe von Ländern gelesen, die andere besucht haben, von Abenteuern, die andere erlebt haben.“ Unverwandt hielten sie ihre Blicke gekreuzt. Charly entdeckte jetzt den Schmerz, den sie in sich trug. Nein, diese Frau log nicht. Jetzt schüttelte sie langsam den Kopf. „Ich werde kein Leben mehr aus zweiter Hand führen, Mr. DeCardi.“

Die Haarsträhne auf ihrer Stirn schien ein eigenes Leben zu führen, während sie weitersprach. „Ich werde Flüsse hinauffahren und Berge besteigen. Ich werde dorthin gehen, wo die Menschen noch nicht die Lieder der Missionare nachsingen und sich vor einem weißen Christus bekreuzigen.“

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Es geht mir nicht um irgendeinen korrupten Kult, der darauf abzielt, möglichst großen Nutzen aus dem Handel mit den Weißen zu ziehen. Ich suche den Glauben, der den Menschen noch ihren Stolz lässt. Den Glauben, der aus diesem Land und den Generationen, die darin gelebt haben, gewachsen ist. Genaugenommen suche ich den Afrikaner, dessen Herz mit diesem Land schlägt. Ich suche den ungebrochenen, den wahren Afrikaner.“

Charly, der diesen leidenschaftlichen Ausbruch mit wachsendem Erstaunen verfolgt hatte, nickte schließlich nachdenklich. Während sie den Hafen von Calabar ansteuerten, zog er ein letztes Mal an seiner Zigarre, bevor er sie ins Wasser schnippte.

„Den wahren Afrikaner“, sagte er schließlich, als die Seile flogen und der Dampfer festgemacht wurde. „Ich fürchte, wenn Sie so weitermachen, werden Sie ihn finden.“

Mary war ein wenig verwundert über sich selbst. Sie hatte mehr über sich offenbart, als sie es je getan hatte. Während sie mit Charly den Hang zum Gouverneurspalast hinaufstieg, betrachtete sie ihren Begleiter verstohlen von der Seite. Zweifellos war er ein gut aussehender Mann, mit den dunklen, vollen Haaren, der scharf geschnittenen Nase und dem

energischen Mund. Aber das war es nicht, was ihn ihr so vertraut machte. Attraktive Männer waren ihr schon oft begegnet. Meist waren sie in ihrer Eitelkeit so leicht zu durchschauen wie ein Glas Wasser. Dieser Fremde, der sie aus dem Sumpf geholt hatte, war nicht im Mindesten eitel. Er behandelte sie mit einer schon altertümlichen Höflichkeit und Ehrerbietung, ohne ihr dabei zu schmeicheln. Das kleine Duell der Worte an Bord des Dampfers hatte ihr gut gefallen. Sein Blick war offen, wenn er sie ansah, und doch meinte sie darin ein unbekanntes Land zu sehen. Da war etwas Melancholisches an ihm, das ihn schweigen ließ wie jetzt, als sie den Weg hinaufschritten, und er nicht die geringsten Anstalten machte, Konversation mit ihr zu betreiben. Im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen, die sich ihr mit ihren Meinungen und vermeintlichen Klugheiten aufdrängten, schien dieser Graf, oder was immer er war, seltsam abgewandt.

Hatte sie sich ihm deshalb anvertraut? Weil er sich nicht aufgedrängt hatte?

Sie spürte, dass da noch etwas anderes war. Und weil sie es gewohnt war, jede Situation und auch ihre eigenen Gefühle wie unter einer Lupe zu untersuchen, forschte sie ihren Regungen nach, um das Rätsel zu lösen. Als sie die Antwort gefunden zu haben glaubte, stieg ihr die Hitze in die Wangen, und sie war froh, dass es dunkel war. Er war der Pirat!

Ende der Leseprobe